

KAPITEL 1

OLLIE

Irgendwann kommt es einem zu den Ohren raus, dieses ständige »Wenn du dich outest, löst das all deine Probleme«. Als würde mir das Aussprechen der magischen Worte »Ich bin schwul« plötzlich Einhornkräfte verleihen, sodass ich rosa Glitzerwölkchen pupsen und jeden Puck im Kasten versenken kann.

Ich liebe meine Familie, aber beim Leben von Wayne Gretzky, sie müssen endlich über meine Trennung hinwegkommen. Ich hab es schließlich auch geschafft.

Denke ich jedenfalls.

Na gut, vielleicht auch nicht.

Mein Freund hat mit mir Schluss gemacht, weil er es gehasst hat, immer als mein Mitbewohner vorgestellt zu werden. Und irgendwie macht das aus mir den Bösen. Mir ist schon klar, dass ich nicht unbedingt immer der Gute war, aber letztlich hatten weder Ash noch ich die Absicht, uns gegenseitig zu verletzen. Wir waren einfach nur sehr gut darin.

Meine Familie – besonders meine Mutter – denkt, wenn ich mich vor aller Welt oute, dann würde das zu einem Dominoeffekt führen und ich wäre bald nicht mehr der einzige Schwule im Eishockeysport.

Da stehen die Chancen ja besser, dass ich Regenbogen furze.

Als Matt Jackson vor ein paar Monaten geoutet wurde, ist genau das eben nicht eingetroffen, und ich gehe nicht mal ansatzweise davon aus, dass es im Eishockey besser laufen würde. Ich hab Matts Geschichte verfolgt, und er hatte es nicht leicht.

Zwar war die National Hockey League einer der ersten großen Verbände, die LGBTQ-Spieler mit der Initiative »You Can Play« unterstützt haben, aber bisher hat sich noch kein

einzigster Spieler vorgewagt, um sich zu outen. Und den zusätzlichen Druck, der erste zu sein, kann ich für meine Karriere gerade auch nicht gebrauchen.

Ich will nicht der Quotenschwule der NHL sein.

Das Letzte, worauf ich Lust habe, ist, eines Tages in der Umkleidekabine mit »Ach, übrigens, ich bin schwuler als ein Treffen von Gay Leather Daddies!« rauszuplatzen.

Doch egal, wie oft ich erkläre, dass ich erst in einer sicheren Ausgangsposition sein muss, bevor ich meine Karriere mit so etwas belaste, bei meiner Familie stößt das auf taube Ohren. Genau wie bei Ash.

Ich stehe nicht offen zu meiner Homosexualität, daher kann ich mir auch so schöne Dinge wie Glück abschminken. Zumindest scheinen sie das zu denken.

Und das ist der Grund, warum ich mich gerade auf der Herrentoilette dieses etwas heruntergekommenen Restaurant-Schrägstrich-Bar-Etablissements verstecke, noch bevor das Essen überhaupt auf dem Tisch steht. Wir haben uns hier im Honey Bee mit der ganzen Familie verabredet. Ma beschwert sich immer, dass sie uns nicht oft genug zu Gesicht bekommt, aber ich muss zu unserer Verteidigung anführen, dass wir fünf Brüder sind, die alle ein eigenes Leben haben. Ich glaube, am meisten macht ihr zu schaffen, dass sie uns nicht mehr bemuttern kann, seit wir erwachsen sind. Und mit »bemuttern« meine ich: sich einmischen.

Denn das ist ihre Leidenschaft, unter der ich am meisten zu leiden habe. Ich bin ihr Baby – das Nesthäkchen – und außerdem der Schwulste von uns. Seit Ma mich, als ich gerade fünfzehn war, vor mir selbst geoutet hat, geht die ganze Familie überfürsorglich mit mir um.

Ja, das ist wirklich passiert, denn Ma ist allwissend. Anscheinend.

Heute hat sie jedenfalls den ganzen Abend lang nur davon gesprochen, wie verloren Ash sich ohne mich fühlt und dass man in Beziehungen Kompromisse eingehen muss.

»Sei die Person, die du als junger Mensch gebraucht hättest, um daran zu glauben, dass du sein kannst, wer immer du sein willst«, hat sie mir vor weniger als zehn Minuten um die Ohren gehauen.

Danke, Ma. Zitate von Gus Kenworthy so zu verdrehen, dass sie zu meiner Lage passen, hilft mir jetzt auch nicht weiter.

Als ich Hilfe suchend meine Brüder angesehen habe, haben sich alle schnell einen Schluck von ihren Drinks genehmigt und jeden Blickkontakt vermieden. Auch mein Vater hat brummend genickt, ohne Partei zu ergreifen.

Neutral wie die Schweiz, der Penner.

Na gut, mein Vater ist kein Penner. Ich bin einfach nur gefrustet.

Mit einem Mal öffnet sich die Tür zur Toilette, vermutlich weil Ma einen meiner Brüder losgeschickt hat, damit er nach mir schaut.

»Ich hab schon auf dich gewartet ...«, sage ich im Umdrehen und sehe mich jemandem gegenüber, der definitiv nicht mein Bruder ist.

Der Typ ist bis hin zu der eigensinnigen Locke, die ihm in die Stirn fällt, und diesem niedlichen Kinngrübchen das perfekte Ebenbild von Superman – nur in Blond. Aus weit aufgerissenen hellblauen Augen starrt er mich an. Er ist kleiner als ich, trotzdem locker eins achtzig. Ich mustere seinen schlanken Körper, und als sich unsere Blicke wieder treffen, schießt mir noch mal durch den Kopf, was ich gerade gesagt habe und wo wir uns befinden – ein schwulenfreundliches Restaurant mit Bar im South End. Mir geht auf, dass ich gerade zum ersten Mal seit der Trennung von Ash jemanden angebaggert habe. Wenn auch nicht absichtlich.

Ups.

»Nicht auf dich – ich dachte, du wärst mein Bruder.«

Er verzieht das Gesicht. Shit, jetzt denkt er, ich hätte auf der Herrentoilette auf meinen Bruder gewartet, um es mit ihm zu treiben.

»Äh, nein, ich hab nicht ... *deswegen* gewartet«, stammele ich mit brennenden Wangen und bete zu Gott, dass ich nicht schon knallrot angelaufen bin. »Ich hab mich versteckt.«

»Vor deinem Bruder?«, fragt er skeptisch.

»Vor der ganzen Familie.«

Jetzt mustert er mich von Kopf bis Fuß, bis sein Blick an meinen tätowierten Armen hängen bleibt. Während er mich so interessiert begutachtet, regt sich etwas in meiner Leistengegend, das mich daran erinnert, dass ich seit sechs Monaten keinen Sex hatte.

»Lass mich raten, du gehörst zu den hünenhaften nordischen Göttern draußen neben der Bar?«

Meine Brüder und ich ziehen oft die Aufmerksamkeit auf uns, besonders, wenn wir gemeinsam in Erscheinung treten. Mit eins zweiundneunzig bin ich der Kleinste, weshalb sie immer witzeln, ich hätte nur deshalb mit dem Eishockey angefangen, weil ich auf Kufen größer wirke.

Eigentlich sitzen wir in einem der abgetrennten Bereiche des Restaurants, aber ich schätze, sie waren gerade dabei, sich den nächsten Drink zu holen.

»Ja, das sind wohl wir.«

»Kann ich kurz ...« Er deutet auf das Urinal hinter mir und rückt den Riemen seiner Schultertasche zurecht.

»Ach so. Klar.« Ich gehe Richtung Waschbecken, damit er nicht auf die Idee kommt, dass ich tatsächlich im Klo herumlungere, weil ich darauf hoffe, jemanden abzuschleppen.

»Und warum musst du dich vor ihnen verstecken?« Keine Ahnung, ob es ihn wirklich interessiert oder ob er einfach versucht, der Situation die Peinlichkeit zu nehmen.

»Sie reden mal wieder wegen meiner Trennung auf mich ein.«

Er zieht den Reißverschluss zu, dreht sich zu mir und mustert mich erneut von Kopf bis Fuß. Ich kann nicht behaupten, dass es mir unangenehm ist. Eigentlich wäre mir jetzt sogar danach, mich in die Brust zu werfen und den Bizeps anzuspannen.

»Wollen sie, dass du wieder mit ihm zusammenkommst?«, fragt er, während er sich die Hände wäscht.

Interessant, wie er direkt davon ausgeht, dass ich schwul bin. Obwohl mein versehentlicher Flirtversuch die Schlussfolgerung natürlich nahegelegt hat. An diesem Punkt sollte ich es wohl abstreiten – normalerweise würde ich das unter allen Umständen tun –, aber aus unerfindlichen Gründen bringe ich es nicht über mich, den schnuckeligen Fremden anzulügen. Außerdem scheint das gar nicht nötig zu sein. Er hat mich gerade so ausgiebig gemustert, dass er mich schon längst als Winger bei der NHL erkannt haben müsste – falls er sich für den Sport interessiert.

»Sie wollen, dass ich mich bei der Arbeit oute, damit er mich zurücknimmt.« Das ist natürlich vage – ist ja nicht so, als würde ich mich vor einem Büro mit zwölf Angestellten outen, sondern vor der ganzen Welt. Die Klatschpresse würde schneller darauf anspringen als auf einen drogensüchtigen Popstar.

Er verzieht wieder das Gesicht. »Oh Mann, das ist hart. So was geht selten ohne böses Blut über die Bühne.«

»Die Sache ist die: Ich bin jetzt vierundzwanzig. Vor mir liegt eine lange Karriere, und ich möchte nicht vorzeitig aus der Bahn geworfen werden. Wenn ich erst fest im Sattel sitze, sieht das Ganze anders aus.«

»Was machst du denn beruflich? Warte, lass mich raten ...« Er betrachtet mich mit übertrieben prüfendem Blick und reibt dabei mit dem Zeigefinger über die blonden Bartstoppeln an seinem Kinn. Ob das wohl ein Vorwand dafür ist, mich noch mal in aller Ruhe zu mustern? Immer wieder scheint er an meinen Armen hängen zu bleiben, die so tätowiert sind, dass kein Fitzelchen nackte Haut mehr zu erkennen ist. »Tja, ich denke, dass dein Äußeres irreführend ist. Du bist zwar breitschultrig und tätowiert, aber ich schätze, du arbeitest bei einer Bank. Im Firmenkundenbereich.«

Ich weiß, dass es besser ist, die Wahrheit für mich zu behalten. »So was in der Art. Auf jeden Fall eine echte Männerdomäne.«

»Genau. Und echte Männer stehen nicht auf Schwänze«, erwidert er trocken.

»Echte Männer haben keine Ahnung, was ihnen entgeht.«

Unsere Blicke treffen sich. Grinsend greift er nach einem Papierhandtuch. Es ist das erste Mal seit Langem, dass mir außer Ash ein Mann gefällt. Nicht nur, weil ich ihn heiß finde, sondern weil ich tatsächlich spüre, wie die Schmetterlinge in meinem Bauch ihre Flügel recken. Vor ein paar Monaten hätte ich das noch für alle Zeit ausgeschlossen.

Ich strecke die Hand aus, um mich vorzustellen. »Hi, ich bin ...«

Genau in dem Moment geht die Tür auf, und dieses Mal *ist* es einer meiner Brüder.

Sofort zucke ich zurück.

»Was zum Teufel dauert denn hier so ...« Vic hält inne, als er den Typen neben mir entdeckt. »Ach so. Verstehe. Na, dann bringt die Nummer mal schnell zu Ende, ich halte die anderen solange hin.« Mit dieser Bombe macht er auf dem Absatz kehrt und marschiert wieder raus.

»Aha, das war also einer der Brüder«, meint der Fremde schmunzelnd.

»Da kannst du mal sehen, was ich mitmachen muss.«

»Mir erschien er jetzt gar nicht so verkehrt.«

»Soll ich dir sagen, warum wir uns ausgerechnet *hier* getroffen haben?«

»Im Honey Bee, meinst du?«

»Sie wollen, dass ich mich wohlfühle. Als wäre das in einem normalen Restaurant, das kein Schwulentreffpunkt ist, nicht möglich.«

Obwohl er sich um ein Pokerface zu bemühen scheint, huscht ein Lächeln über sein Gesicht. »Ist doch super, dass sie dich so lieben, wie du bist.«

»Vielleicht möchtest du ja mit ihnen essen.«

Sein Blick geht kurz zur Tür und dann wieder zurück zu mir. »Okay.«

»Äh ... was?« Ich muss mich wohl verhört haben.

Entschlossen kommt er einen Schritt näher. »Du willst, dass sie dich wegen deines Ex in Ruhe lassen, und ich bin völlig fasziniert von eurer Familiendynamik, von der du mir gerade erzählt hast. Außerdem sind deine Brüder ganz schön heiß. Ist vielleicht noch einer von denen schwul?«

»Hey, und was ist mit mir?«, will ich gespielt beleidigt wissen.

Er nimmt mich noch mal unverhohlen in Augenschein. Wenn es mir nicht so gut gefiele, würde ich ihn jetzt darauf hinweisen, dass er ungefähr so subtil ist wie ein Enforcer, der einen anderen Spieler verdrischt.

»Ich bin kein Fan von Männern mit nicht überwundenen Altlasten. Sorry.« Trotzdem starrt er mich immer noch an.

»Ich *bin* über Ash hinweg!«, protestiere ich. »Meine Familie hat ein Problem, nicht ich.«

Eventuell ist das nicht die ganze Wahrheit. Das Single-Dasein ist noch immer ungewohnt für mich, aber es ist auch nicht so, als ob ich Ash sehnsüchtig hinterhertrauere. Ich habe eine Entscheidung getroffen, jetzt muss ich wie ein Erwachsener damit umgehen. Ash und ich sind zusammengekommen, als ich neunzehn war. Damals habe ich noch bei meinen Eltern gewohnt. Nach meinem Einstieg in die American Hockey League bin ich zu einer Gastfamilie gezogen, und von dort in eine Wohnung, in der sich Ash um alles gekümmert hat. Während der vergangenen sechs Monate habe ich also das erste Mal in meinem Leben allein gelebt.

Ein Teil von mir wird Ash immer lieben. Aber wahr gewordene Kindheitsträume enden nicht immer mit »und wenn sie nicht gestorben sind ...«. Stattdessen sollten sie uns *das* in den Märchen erzählen: Kinder, macht euch auf die Realität gefasst, denn am Ende des Märchens stellt euch der Prinz ein Ultimatum!